

Nr. 111. Bromberg, den 30. Mai 1928.

Das Kollegium von Kleckerfeld.

Roman von Willy Harms.

Vertrieb: Carl Duncker-Verlag, Berlin W. 62.

(10. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

X.

Lebenskunst.

Etwas mißmutig strich Karsten Busacker über die Felder. Die Leute waren bei der Ackerbestellung, pflügten, eggten, pflanzten Kartoffeln. Busacker hätte ihnen helfen mögen, manchmal hatte er einen förmlichen Hunger nach körperlicher Arbeit. Spazierengehen war keine Arbeit.

Am Knick traf er August Hasenbrink, seinen Gewerbeschüler, der auf der Gutsschmiede eines nahen Hofes schlecht und recht sein Handwerk lernte; schlecht, wenn irgendeine geistige Betätigung von ihm verlangt wurde, recht, wenn er seine Körperkräfte spielen lassen konnte. Sein Lehrherr hatte die Eichen am Knick abgenommen, und August mußte nun die dicken Stämme zersägen.

„Ich will dir eine Viertelstunde helfen, August, will sehen, ob ich auch noch sägen kann."

Bisher war August bei seiner Arbeit kaum warm geworden, aber nun, wo sein Lehrer das andere Ende der Säge in Händen hielt, fing er an zu schwitzen. Nicht weil ihm das Sägen nun mehr Mühe machte, im Gegenteil: die Säge lief von selber durch das harte Holz. Aber er hielt sich nicht gern in einer Gegend auf, wo Lehrer waren, die neugierige Fragen stellten. Seine Furcht war begründet. „Das Sägen magst du wohl lieber als das Einmaleins, August?"

Mißtrauisch blickte August Hasenbrink über die Säge. Er konnte das Wort Einmaleins nicht hören. Während seiner Schulzeit war er nicht hinter die tausend Schliche der Mathematik gekommen, und seine Hoffnung, in der Gewerbeschule von ihnen verschont zu werden, hatte ihn getäuscht. Jede Stunde quälte Busacker ihn. Nun ging's auf freiem Felde los. Lieber hätte er sein Holz allein gesägt.

„August, wieviel ist sieben mal acht?"

Wer konnte rechnen, wenn die Säge hin und her quietschte?

„Sieben mal acht — sieben mal acht — gestern hab' ich's noch gewußt!"

„Na, dann liegt es wohl am Wetter, August. Nehmen wir also eine andere Aufgabe. Ein Pferd zu beschlagen kostet vielleicht eine Mark und zwanzig Pfennige. Wieviel kosten dann vier Pferde?"

Hilflos schaute August seinen Lehrer an.

„Du hast mich nicht recht verstanden. Nimm an, daß morgen früh ein Bauer mit vier Pferden zu deinem Meister kommt, um sie beschlagen zu lassen. Wieviel muß der Bauer bezahlen?"

August war eine grundehrliche Haut, sachliche Unrichtigkeiten durfte er nicht durchgehen lassen. „Der Meister darf nur Gutspferde beschlagen!" Es hatte keinen Sinn, an einer Aufgabe zu rechnen, die in der Praxis nicht vorkam.

„Schön, dann soll dein Meister also vier Gutspferde beschlagen. Wieviel kosten diese?"

Nun hatte der Lehrer sich aber gründlich mit seiner Rechnerei festgefahren.

„Die kosten nichts. Dafür kriegt der Meister das Deputatland."

Busacker gab es auf. An den ehrlichen August war nicht heranzukommen. Aber aller Mißmut war verschwunden. Sie sägten, als arbeiteten sie in Akkord, August, weil das ekelhafte Rechnen vorbei war, Busacker, weil er fühlte, daß die Armmuskeln gehorchten. Was kümmerte es ihn, wenn die Leute am Wege stehenblieben und ihm kopfschüttelnd zuschauten! „Er will sich wohl ein paar Groschen nebenher verdienen!" witzelten sie.

Bei der Heimkehr sah Busacker Herrn Moormann tiefsinnig seines Weges gehen. Vielleicht grübelte er darüber, daß manche Käfer in Wohnungsschwierigkeiten geraten waren; denn der Rat der Stadt hatte jedem Ackerbürger die Steineinfassung der Dunggruben zur Pflicht gemacht. Busacker schürzte die Lippen, als er Moormann nachsah. Merkwürdig sah es aus in manchen Köpfen.

Er konnte die Abwesenheit Moormanns benutzen, um sich bei der Tochter zu erkundigen, ob Rad und Kniegelenke wieder im normalen Zustande waren. Seit der Rückkehr hatte er sie nur einmal flüchtig getroffen.

Von der Straße aus sah er, daß Frau Moormann in dem Gemüsegarten hinter dem Hause beschäftigt war.

„Meinen Reisekameraden wollte ich fragen, ob noch Nachwirkungen von unserer Zigeunerfahrt vorhanden sind."

„Nachwirkungen sind schon da, aber nur gute. Meine Tochter erzählt noch täglich von ihren Erlebnissen. Augenblicklich macht sie Besorgungen. Ich bin bei ihren Fahrtenschilderungen beinahe neidisch geworden, daß ich mich nicht auch unter Ihr Kommando habe stellen können."

„Sie müßten eine gute Wanderkameradin sein."

„Sie meinen, weil ich einigermaßen das Kartoffelschälen verstehe."

„Nein, Frau Moormann. Ich denke an einen Spruch, den ich einmal in einer Herberge im Gästebuch gelesen habe: Gott schütze uns vor Regen und Wind und Wandergenossen, die langweilig sind!"

„Mir trauen Sie also Langeweile nicht zu. Sie könnten sie kennenlernen, wenn wir jetzt ins Zimmer gingen, uns in weiche Sessel setzten und uns „unterhielten". Aber Sie dürfen mir hier draußen helfen. Machen Sie die zweite Rille, dann kann ich schon mit dem Legen der Erbsen beginnen".

Als Busacker den Rock abgeworfen hatte und in Hemdsärmeln mit der Harke den Boden furchte, lachte er plötzlich laut auf. An August Hasenbrink, dem er eben auch geholfen hatte, mußte er denken.

„Frau Moormann, Sie wissen noch, wieviel sieben mal acht ist?"

„Sie sehen mich fassungslos, Herr Busacker. Das ungewohnte Bücken bekommt Ihnen nicht."

„August Hasenbrink ist schuld an meiner Frage, Frau Moormann." Er erzählte ihr das kleine Erlebnis mit dem Schmiedelehrling.

Frau Moormann fiel lachend in den Gartestuhl, freute sich, wie genial August sich aus der Schlinge gezogen hatte.

„Es hat allerdings wieder unliebsames Aufsehen erregt, daß ich mich mit August im Sägen gemessen habe. Eigentlich sollte ich mich vorsehen, denn mein Ruf in Kleckerfeld ist ohnehin nicht der beste."

„Seien Sie mit Ihrem Ruf zufrieden. Sie fallen zwar manchmal aus dem vorschriftsmäßigen Rahmen, aber deswegen stürzen die Häuser in unsern krummen Gassen doch nicht zusammen. Solange Sie nicht danach suchen, aufzufallen, ist alles gut."

„Glauben Sie das von mir, Frau Moormann?"

„Nein, wenn ich es täte, säßen wir jetzt einander in der Stube gegenüber. Dann hätte ich Ihnen nicht die Harke in die Hand gedrückt. Nur Freunde dürfen mir helfen.

Denen nehme ich es auch nicht übel, wenn die Erbsenrille schief gerät."

„Ist sie wirklich schief geworden?"

„Ja sehr!"

„Ich bin und bleibe ein Stümper, müßte wegen meiner gärtnerischen Unfähigkeit den Kopf hängen lassen. Aber Sie sind immer heiter und lebensfroh, auch jetzt, trotz der verdorbenen Rille. Als ich durch die Pforte kam, summten Sie sogar ein Lied. Können Sie mir verraten, wie Sie das anfangen?"

„Ganz einfach. Man hält die Lippen geschlossen und läßt die Luft durch die Nase entweichen."

„Ach, Sie wissen schon, wie ich es meine."

„Also Sie wollen von mir ein Rezept haben, wie man es macht, um — na, sagen wir einmal, um im Gleichgewicht zu bleiben. Aber woraus schließen Sie, daß ich nie in Gefahr gewesen bin, kopfüber zu gehen?"

„Ich kann es mir nicht denken."

„Geben Sie mir, bitte, die Harke!" Und während sie an der Erbsenrille herumbesserte, erzählte sie von der Krankheit ihrer Tochter. Mit sieben Jahren hatte Grete Scharlach gehabt. „Ich weiß es noch wie heute. Es war an einem regnerischen Morgen, von den Fensterscheiben liefen dicke Tropfen. Da sagte der Sanitätsrat: „Wir haben es geschafft, aber Ihre Tochter ist hart am Friedhof vorbeigegangen." Ja, an diesem Regentage wußte ich nichts von einem inneren Gleichgewicht. Stumpf prallten die Gedanken ab an der Möglichkeit, daß Grete das Fieber nicht hätte überstehen können. Dann — ja, von diesem Dann weiß ich nichts."

„Ich kann mir vorstellen, Frau Moormann, daß eine Mutter lebendig tot sein kann, wenn sie nicht mehr Mutter sein darf."

„Mutter sein ist das Höchste im Leben."

War das auch die Antwort auf eine Frage, die sich nicht fragen ließ, obwohl sie nach Form und Worten drängte? Wie stand Frau Moormann zu ihrem Mann? Größere Gegensätze waren nicht zu denken. Konnte sie neben einem Manne glücklich sein, dessen Denken nur Käfer umkreiste? An einer schweren Ehe mußte sie tragen. Aber diese Ehe vertrug kein Fragen. Eine Frau Moormann würde sich eher die Zunge abbeißen, als einem Fremden gegenüber ihre Ehe bloßstellen. Karsten Busacker hatte Mitleid mit ihr. Aber dies Mitleid wollte sich nicht einreihen lassen in die frohen, straffen Züge der Frau, die jetzt in der gestreiften Hausschürze ein Beet für Radieschen herrichtete. Mit ihren blanken Augen sah sie nicht bemitleidenswert aus.

„Frau Moormann, hinter Ihre Stirn möchte ich gucken!"

„Sind Sie immer so bescheiden in Ihren Wünschen?"

„Das ist keine Bescheidenheit."

„Sie würden keine Geheimnisse entdecken."

„Geheimnisse vermute ich auch nicht, aber vielleicht — um ein Bild zu gebrauchen — vielleicht Farben, die nicht jeder Mensch vorrätig hat, der darum dem Bilde, an dem er zeitlebens schafft, nicht die letzte Harmonie zu geben vermag. Sie müssen einen reichen Farbenvorrat haben."

„Ja, Herr Busacker, an diesen Farbenvorrat glaube ich selber. Aber er ist nicht erworben, er ist ein Geschenk."

„An Ihren Gatten denke ich, an seinen Ernst, seine Verschlossenheit. Ich erinnere mich nicht, je ein Lächeln bei ihm gesehen zu haben. Er lebt nur seiner Wissenschaft, seinen Büchern und Sammlungen —"

„Ja, wir ergänzen uns, als wären wir für einander geschaffen. Und dies Ergänzen ist der wesentlichste Teil meines kleinen Glücks. Ich freue mich, wenn ich meinem Mann und meiner Tochter ein Heim zu schaffen vermag. Einen plattdeutschen Hausspruch habe ich einmal in einem mecklenburgischen Dorfe gefunden, er war eingehauen in einen Eichenbalken.

Magst di dreihn un magst di wenn,
Dat best sünd ümmer din vier Wänn.

Darüber hinaus gibt es kein Mehr, Herr Busacker. — Aber bei den Radieschen, die Sie säen, gibt es ein Mehr. Sie säen nicht dicht genug. Ich schiebe nachher alle Schuld auf Sie."

„Verzeihen Sie, Frau Moormann, ich habe nicht an Radieschen gedacht. Ich schiebe die Schuld auf Ihre Lebenskunst."

„Brauchen Sie für kleine Dinge keine großen Worte!"

„Sind diese Dinge wirklich klein?"

„Sie haben recht, es sind ganz große Dinge!"

Sie nahm ihm die Samentüte aus der Hand und wies auf die beiden Gartenstühle. „Für heute mag es genug sein. Zur Belohnung dürfen Sie sich noch ein Weilchen zu mir in die Sonne setzen. Wir sind es wohl noch wert, daß sie uns bescheint."

Busacker lehnte sich zurück und schloß wohlig die Augen. In der Nähe schmetterte ein Star sein Frühlingslied. Stille Minuten vergingen.

„Merkwürdig geht es mir bei Ihnen, Frau Moormann. Keiner von uns sagt etwas, und doch ist nichts Peinliches in diesem Schweigen —"

Frau Moormann hatte an ihren Mann gedacht, spann ihre Gedanken weiter.

„— er geht auf in seiner Kleinarbeit. Aber der Gradmesser unserer Arbeit liegt in der Befriedigung, die sie uns gewährt. Letzten Endes ist es gleich, ob einer Holz hackt, Bücher schreibt oder Käfer unter die Lupe nimmt."

Busacker schämte sich. In Frau Moormanns Reich gab es kein Ödland, es gab auch keine Burgen, von denen harte Mannesaugen selbstzufrieden hinabblickten auf Leute, die im Tal arbeiten. Für einen Busacker, der hinter einem Moormann den Mund schürzte, war kein Raum.

Er stand auf, um sich zu verabschieden. Banale Worte wollten nicht über die Lippen.

„Ich möchte Ihnen danken, Frau Moormann —"

„Das tun Sie am besten, indem Sie jetzt mit mir ein Glas Buttermilch trinken."

(Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung folgt.)

Die Verfolgte.

Skizze von Karl Heinz Toburg.

Der alte Bender, Direktor einer der ersten Juwelenfirmen Europas, hatte in der Weltstadt einigen der wichtigsten Kunden seines Hauses persönlich drei außergewöhnlich kostbare Neuheiten vorgelegt. Den Abend verbrachte er in Gesellschaft seines ältesten Geschäftsfreundes. Zeit und Stimmung waren schon weit vorgeschritten, als er sich von diesem verabschiedete und die vor dem Hausportal wartende Autodroschke bestieg.

Im Hotel ließ er den im Fahrstuhl halbschlummernden Liftboy ungestört, stieg etwas schwerfällig die beiden Treppen hinauf, schritt den schwach erleuchteten Gang entlang und war gerade im Begriff, sein Zimmer aufzuschließen, als er nebenan, gedämpft durch die Doppeltüren, eine erregte Auseinandersetzung vernahm. Im nächsten Augenblick hörte er einen unterdrückten Schrei — und schon stürzte, wie von Furien gehetzt, eine Frau auf den Korridor, die sogleich bei ihm Zuflucht suchte und in höchster Erregung, die Hände in seinen Mantel krallend, flehte: „Retten Sie mich, retten Sie mich . . ."

Ohne erst die Wirkung ihrer Bitte abzuwarten, schob sie den verblüfften Direktor ins Zimmer, riegelte die Innentür ab und warf sich erschöpft auf den Fußboden.

Der alte Bender, rasch ernüchtert durch die ihm äußerst unangenehme Situation, drehte das Licht an, legte seine Aktenmappe auf den Tisch, reckte wie schützend seine hohe Gestalt auf und wollte gerade eine Aufklärung erbitten, als mit voller Wucht an die verriegelte Tür gepocht wurde und eine erregte Männerstimme Einlaß begehrte. Im Nu war die Verfolgte, deren Schönheit selbst die Erregung nicht beeinträchtigte, aufgesprungen, eilte zum Fenster, riß die Vorhänge beiseite, öffnete die Flügel und beugte sich bereits hinaus, als der alte Bender sie mit festem Griff zurückzog und nach der Tür führte.

„Ich kann unmöglich das Zimmer verschlossen halten," erklärte er kurz, wurde aber am Aufriegeln verhindert, denn die Schöne war vor ihm hingesunken, umklammerte seine Knie und blickte ihn derartig verzweifelt und hilfesuchend an, daß er einige Augenblicke sogar das unaufhörliche Pochen und Rufen überhörte. Erst als er draußen eine zweite Stimme vernahm, vermied er jede weitere Verzögerung und befreite sich fast gewaltsam von der Verfolgten.

Der Portier hatte sich zu erkennen gegeben und um Einlaß ersucht. Direktor Bender atmete erleichtert auf. Aber noch während er aufriegelte, geschah mit Blitzesschnelle etwas so Überraschendes, daß er einen Augenblick wie erstarrt war: „Aufspringend, zerriß die Verfolgte an der Halsöffnung ihr Nachtgewand, warf sich händeringend aufs Bett und rief mit fast kreischender, sich überschlagender Stimme immer wieder „Edgar, Edgar . . .!"

Inzwischen hatte Direktor Bender, noch in Hut und Mantel, die Tür geöffnet, durch die, den Portier beiseite stoßend, ein aufgeregter Herr im Schlafanzug eilends auf ihn zu kam. In der Absicht, die bei ihm Hilfe suchende Frau zu schützen, stemmte der Direktor seinen wuchtigen Körper gegen den sich wie rasend gebärdenden Eindringling, der jedoch — zu Benders größtem Erstaunen — vom Portier unterstützt wurde. Einige notdürftig gekleidete Hotelgäste, die durch den Lärm aufgeschreckt und herbeigeeilt waren, beteiligten sich an der Überwältigung des sich verzweifelt wehrenden Direktors, der rasch mit Handtüchern gefesselt wurde.

„Schwindel, alles Schwindel!" schrie Bender, der fast einer Ohnmacht nahe war und sich kaum noch aufrecht erhalten konnte. „Diese Bande hat es nur darauf abge-

sehen . . ." Aber schon hatte ihm der Portier ein Taschentuch in den Mund gestopft. „Nur kein Aufsehen! Keinen Lärm mehr! Das ganze Hotel kommt sonst Ihretwegen noch in Verruf. Ich lasse sofort die Polizei holen und alles klären."

Währenddessen hatte die angeblich „Verfolgte" ihre Rolle geschickt weiter gespielt; keuchend, doch allen vernehmbar erzählte sie mit kurzen Worten, wie sie, von der Toilette kommend, auf dem Korridor von dem Heimkehrenden angefallen und ins Zimmer geschleppt worden sei; nur durch Abwehr und Hilferufe sei sie der Vergewaltigung entgangen.

Am ganzen Körper bebend, sank sie völlig erschöpft in einen Sessel und bat dringend um Ruhe . . . .

Durch die angelehnte Tür hörte sie noch die Schritte derer verhallen, die den alten Bender in Begleitung ihres Edgar abführten.

Das alles war innerhalb weniger Minuten geschehen. „Gaunerpack!" knirschte durch das knebelartige Taschentuch der maßlos wütende Bender, der zu spät erkannte, daß er in eine Falle geraten war.

Im Zimmer des Hotelleiters, wohin man ihn geführt hatte, erschienen kurz darauf ein Polizeikommissar und zwei weitere Beamte. Kaum hatten sie den Direktor vom Knebel befreit, als dieser seine Aktentasche und die Festnahme der Betrügerin verlangte. — Die noch sichtlich Erschöpfte, die inzwischen ein Gewand übergeworfen und vorsorglich ihre Legitimationspapiere mitgebracht hatte, berichtete dem Kommissar eingehend die Einzelheiten des Überfalls; ihr Mann bekräftigte die Aussagen, die den alten Bender schwer belasteten. Dessen Gegenaussage fand wenig Glauben, zumal er keine Zeugen hatte. Auch als er — bestürzt und fassungslos — in seiner vom Kommissar inzwischen geöffneten Aktentasche nur zwei statt der mitgenommenen drei Juwelenmuster vorfand und die Betrügerin als eine raffinierte Diebin bezeichnete, änderte er nichts an seiner hoffnungslosen Lage, zumal es möglich war, daß er das angeblich dritte Muster verloren hatte; obendrein wirkte es befremdend, daß er mit derartig kostbaren Schmuckgegenständen noch morgens gegen vier Uhr, sogar etwas angeheitert, im Mietsauto durch die Weltstadt gefahren war . . .

In diesem Augenblick schloß der Hausdiener, der den letzten Teil der Auseinandersetzung gehört hatte, unaufgefordert die Tür ab, reichte dem Kommissar den Schlüssel und berichtete, er hätte ab vier Uhr die Stiefel der Gäste zu reinigen und wäre, gerade als er den Dienst beginnen wollte, stiller Beobachter des Vorfalls gewesen. Das Zimmer des alten Herrn sei nämlich nicht nach der Straße, sondern nach dem Innenhof des Hotels gelegen; dieser Hof sei schmal genug, um vom gleichen Stockwerk aus die Vorgänge in einem gegenüber liegenden, erleuchteten Zimmer erkennen zu lassen. Das rasche Aufziehen der Vorhänge und das Öffnen der Fensterflügel hätten im Vorübergehen seine Aufmerksamkeit erweckt. Er sei dann Zeuge gewesen, wie der alte Herr das „Weibsbild" vom Fenster zurückgerissen und wie diese Komödie gespielt hätte. Die Aussage des Direktors sei in allen Teilen richtig; ebenso zutreffend sei die Behauptung vom Verschwinden eines Schmuckes. Als nämlich die Herren das Zimmer verlassen hatten, wäre die anscheinend erschöpfte Schwindlerin mit einem größeren Etui, das sie nach raschem Durchsuchen der Aktentasche entnommen hatte, verschwunden. Er hätte noch zehn Minuten lang gewartet, aber niemand sei in das Zimmer zurückgekehrt. Daraufhin wäre er hierher gekommen und sei froh, nunmehr einen gewiegten Schwindel aufgedeckt zu haben . . .

Nach langem Suchen fand man, unter dem Zwischenverschlag eines Nachtschränkchens versteckt, das gestohlene Etui mit dem Schmuckmuster. Das Gaunerpaar, das durch einen Zufall den Direktor in einem Juweliergeschäft beobachtet und ihn mittags im Hotel wiedergesehen hatte, wurde abgeführt. Der alte Bender aber, dem der Vorfall als bleibende Warnung galt, bot dem aufmerksamen Hausdiener einen günstigen Posten in seinem Betriebe; den Portier dagegen würdigte er keines Blickes, obwohl dieser feierlich versprochen hatte, nie wieder einem Menschen voreilig einen Knebel in den Mund zu stecken.

Der „wissenschaftliche" Kuß.

Was das Lexikon, das deutsche Reichsgericht, das amerikanische Gericht und die Wissenschaftler über den Kuß sagen.

Kuß (lat. Osculum) das Aufdrücken der Lippen auf irgend einen Gegenstand als Zeichen der Freundschaft, Achtung und Liebe, eine vielen Völkern, z. B. auch Chinesen und Japanern, unbekannte Gefühlsäußerung, für die bei uns auch „Schmatz" und „Busserl" gebräuchlich sind. Die Etikette hat auch für den Kuß bei jedem Volk eine Menge Zeremonien eingeführt, und häufig ist der Kuß nur ein leerer Gebrauch. (Aus einem Lexikon.)

*

Ein Kuß ist eine Einwirkung auf den Körper des anderen, die stets der Erlaubnis des Geküßten bedarf. Ohne besondere Erlaubnis darf man nur dann küssen, wenn man des stillschweigenden Einverständnisses des anderen gewiß sei, also bei nahen Verwandten, Eltern und Kindern, Liebesleuten. Wenn dagegen der andere sich nicht nur zum Scheine ziert, sondern ernsthaft sträubt, ist anzunehmen, daß er den Kuß als rechtswidrigen Eingriff in sein Persönlichkeitsrecht und Verletzung seiner Ehre betrachtet. Wer unter solchen Umständen einem anderen einen Kuß zufügt, macht sich daher tätlicher Beleidigung schuldig. (Reichsgerichtsentscheidung.)

*

Nach Professor Kristofer Nyropot: Es ist unrichtig, daß der Kuß ein „mit tiefer Atmung verbundener doppelter Lippenton sei". Dagegen ist der Kuß die saugende Muskelbewegung der Lippen, die mit jemand anderem oder mit einem Gegenstand in Berührung kommen.

*

Der Spezifikus der Ehe, Dr. Th. H. van de Velde, Physiologe, Techniker, Analytiker, Experte des Kusses schreibt: „Drei Sinne beteiligen sich an der Apperzeption des Kusses: das Gefühl, der Geruch, der Geschmack. Ein vierter, das Gehör, soll lieber nicht beteiligt sein. Ein besonderer Faktor ist der eigentümliche Gefühlseindruck, den die Saugwirkung zuwege bringt, ein Eindruck, der auch wieder verschieden ist, je nachdem diese Wirkung aktiv, passiv oder gemischt ist."

*

Richter Ware in Jersey City: Herr Shutt hat seine Frau geküßt, obwohl sie sich energisch und hartnäckig dagegen gesträubt hatte. Herr Shutt wurde in dem von seiner Frau angestrengten Prozeß verurteilt, hundert Dollar Strafe zu zahlen, mit der Begründung, daß ein Mann, der seine Frau küssen will, vorher anfragen muß, ob der Kuß auch genehm sei. Bei Richter Manning beschwerte sich eine Frau, daß ihr Mann sie zuviel küsse. Der Richter zwang den Ehemann, folgendes Dokument zu unterschreiben: „Ich verspreche und schwöre, daß ich meine Frau von jetzt ab nicht öfter küssen werde als zehnmal pro Tag, und zwar fünfmal vormittags und fünfmal nachmittags. Falls ich diese Kußzahl überschreiten sollte, erkenne ich meiner Frau das Recht zu, mich zu verklagen und erkläre mich bereit, alle Folgen meines Wortbruches zu tragen."

*

Im „Handwörterbuch der deutschen Sprache" wurde der Kuß von Daniel Sanders als der von lauterem oder leiserem Schall begleitete Druck des Mundes auf etwas als Ausdruck des Gefühls bezeichnet.

*

Aus einem Vortrag in der Newyorker Medizinischen Gesellschaft: Dr. Lawson Brown gibt als ärztlichen Rat: Willst du gesund bleiben, so küsse nur am Nachmittag oder Abend. Die mikroskopischen Untersuchungen sollen bewiesen haben, daß morgendliche Küsse Bakterien übertragen, die abendlichen aber nur in geringem Umfang oder gar nicht.

*

Bei einem französischen Offizier wurde festgestellt, daß er, als er noch mit Schnurrbart küßte, rund 1650 Bazillen pro Kubikmillimeter übertrug. Nachdem der Schnurrbart abrasiert worden war, kamen nur noch 140 Bazillen auf den Kubikmillimeter. Der französische Gelehrte verlangt, daß nur Männer ohne Schnurrbart küssen sollen.

*

Die Polizei in Budapest hat das Küssen im dunklen Kinoraum verboten. In jedem Budapester Kino wurde ein Schutzmann als Posten aufgestellt, der bei verdächtigen Wahrnehmungen die Beleuchtung einzuschalten hat und die Küssenden aufzuschreiben muß. Der Kinobesuch soll seitdem nachgelassen haben.

*

Die japanischen Filmzensoren mußten in einem Jahre 250 000 Meter Küsse aus den in Japan zur Darbietung gelangten Filmen herausschneiden, da man es streng vermeidet, im Kino nur einen Kuß zu zeigen.

*

In Hollywood sammelt ein Mann Küsse. Er besitzt ein Album, auf dessen weiße Blätter jede Filmdiva einen Kuß drückt, nachdem sie sich ihre Lippen knallrot mit abfärben-

der Schminke gefärbt hat. Dieses Album berühmter Küsse hat in Amerika viel Aufsehen erregt.

*

Jeder Kuß ist „ein Nagel zum Sarg“. Die Gelehrten des Western College in Colorado sollen errechnet haben, daß jeder Kuß das menschliche Leben um drei Minuten verkürzt. Bei 500 Küssen hat man einen Tag weniger zu leben. Bei ca. 175 000 Küssen hat man ein Jahr seines Lebens verscherzt. Das heißt, rückwärts gerechnet, bei hundert Millionen Küssen muß man bereits als Säugling gestorben sein. Es ist durch Versuche bewiesen, daß die Herzerregung bei einem Kuß der Herztätigkeit normaler drei Minuten gleicht.

*

Trotzdem wird weitergeküßt . . .

Der Gletscherwald.

Von Dr. Ernst W. Gröner.

In einer jener langen Perioden der Erdgeschichte, die wir Eiszeiten nennen, deckte ein unendlicher Gletscher Schrunden und Täler des heutigen Alaska. Nur die höchsten Bergspitzen strebten als zackige Riffe aus dem Eismeer empor. Kein Menschenruf, kein Tierschrei unterbrach die lautlose Stille.

Doch in den Hunderte von Metern tiefen Eisschichten pulste rastloses Leben, der Herzschlag des Gletschers. Unablässig preßten Millionen von Tonnen auf die untersten Eislagen. Schritt für Schritt wichen die tiefsten Schichten des Gletschers dem unerträglichen Druck und schoben sich talwärts. Doch sie fanden Widerstand in den Schrunden und Rissen, an dem rauhen Boden des Gletscherbettes. Meter um Meter des fließenden Eisstromes drängte an den Hindernissen vorbei, kletterte über sie hinweg, und jeder Tag des unablässigen Kampfes feilte die Felsen ab, bis alle Hemmnisse zerschrotet oder zu Staub zermahlen im Gletscher talwärts zogen. Das Gletscherbett war zur spiegelglatten Steinschale geworden.

Gewalten, die noch kein Forscher einwandfrei zu erkennen vermochte, vielleicht eine neue warme Meeresströmung, eine Verschiebung der Erdachse in ihrer Lage zur Sonne oder eine vorübergehende Abnahme der Sonnenflecken, schufen an der Küste von Alaska eine wärmere Temperatur, zwangen die Gletscher zum Zurückweichen in höhere Lagen. Die aus dem Gletscherbett mitgeschleppten Gesteinsmassen, Geröll und Staub blieben im Tal. Witterungseinflüsse zersetzten diese Moränen im Laufe der Jahrhunderte und zerrieben sie vollständig; der Wind brachte aus südlicheren Breiten winzige Teile fruchtbarer Erde herbei; eine leichte Humusschicht deckte das zermahlene Gestein. Auf ihr sprießte das Leben; erst wucherten anspruchslose Flechten und Moose, dann trug der Wind Baumsamen herbei, und vor dem alten Gletscherbett wuchs junger Nadelwald. Die fallenden Nadeln wurden den Bäumen wieder zum Dünger und legten sich als fußhohe Erdschicht auf die vom Wind geschaffene erste Humusdecke.

Aus dem in die Berge zurückgewichenen Gletscher sprudelte ein milchiger Bach reißend zu Tal. Er fraß sich immer tiefer in den Boden hinein, bildete eine tiefe Klamm, einen Wasserfall. Tausende von Jahren vergingen, das nagende Wasser bohrte sich immer tiefer in die Felsen, formte ein ausgewaschenes Becken. Die alten Moränen stauten die Flut noch weiter auf, es entstand ein See, der einen Teil des Nadelwaldes überspülte und zum Sumpf machte.

In den Talkessel schien heiß die Sonne hinein, ließ das Wasser des Sees verdunsten, die Dämpfe hochsteigen und an den nachtkalten Felsen als fruchtbringenden Niederschlag haften. Üppig grünte die Vegetation, meterdicke Stämme wuchsen turmhoch in die Höhe, streuten Jahrhunderte lang ihre Nadeln in die Flut am Ufer. Millionen und Abermillionen von Flechten und Moosen starben, wurden von Wind und Regen in den See geschwemmt und sanken auf den Grund.

Der Abfluß des stillen Waldsees fraß sich in den Moränenwall hinein, der Wasserspiegel sank von Jahr zu Jahr, und aus dem Becken wurde ein Sumpf, durch den der Gletscherbach wieder eilig zu Tal schoß. Immer tiefer wurde dessen Bett; aus dem höher liegenden Moor floß die Feuchtigkeit in kleinen Quellen zum Bach hinunter; der Sumpf trocknete aus, und die Milliarden und Billionen von Nadeln, Gräsern, Flechten und Moosen bildeten eine starke Schicht braunen Torfes.

Fünfzigtausend Jahre waren seit dem Zurückweichen des Gletschers verstrichen, da schufen Naturgewalten, ein kalter Meeresstrom oder das Wachsen der Sonnenflecken, eine neue Eiszeit. Die gewaltigen Wände des Gletschers rückten wieder zu Tal, schoben Geröllmassen vor sich her, und diese stießen auf den Wald. Langsam zwängte sich die lockere Stirnmoräne zwischen den Stämmen hindurch, legte sich als meterhohe Geröllschicht um die Bäume und auf den Torfboden. Jahrelang bot der Wald den Eismassen, die sich hinter der Moräne stauten, Widerstand; dann kletterte der Gletscher über das Geröll hinweg und erreichte die Stämme. Der sterbende Wald wehrte sich verzweifelt gegen das Eis, elastisch bogen sich die Bäume unter dem mächtigen Druck; doch immer tiefer sanken die Wipfel talwärts, bis sie krachend zersplitterten. Tag und Nacht hallte der Todesschrei sterbender Baumriesen von den Talwänden wider.

Über die mannshohen Stümpfe hinweg drängte der Gletscher weiter, schob die Moräne über den nassen Torfboden, fraß sich tief in das alte Seebecken hinein und wühlte den Grund hoch. Das Geröll, die zersplitterten Bäume, der Torf wurden vermengt, geknetet und zu einer zähen Stirnmoräne verbunden. Der Wald war vernichtet.

Da gebot wieder ein Wandel in der Natur dem weiteren Vordringen des Eises Halt. Widerwillig wich der Gletscher Schritt um Schritt in die Berge zurück, gab einen Fußbreit des eroberten Waldbodens nach dem anderen frei. Doch die unfruchtbaren Geröllmassen deckten alles einstige Leben wie ein erkalteter Lavastrom eine vernichtete Stadt.

Aus dem Gletschertor sprudelte wieder munter ein milchiger Bach, eilte über das Geröll zu Tal und fraß sich in den Schutt hinein. Von den Talwänden zogen sich Schmelzwasserrinnen herab, führten ihr Geriesel über die Moräne und bildeten tiefe Rillen. Langsam wanderte das Geröll bergab, und aus dem Schutt tauchte hier und da ein steinhart gepreßter Baumstumpf auf; der tote Wald trat wieder zu Tag. Auch aus den Stirnmoränen wurde Geröll fortgewaschen, zersplitterte Baumstämme und steinharte Torfstücke blickten aus dem Schuttwall hervor.

Jahrtausende lang sah keines Menschen Auge den toten Wald. Nur Bären und Füchse strichen durch das Tal. Da gründeten Weiße ihre Ansiedlungen und begannen das Land zu erschließen. Doch manches Jahr noch lag der Gletscherwald unbemerkt, weil keine Bodenschätze den Abenteurer und Unternehmungslustigen lockten. Da wurde eines Tages der Pater Bernard Hubbard, der sich in den österreichischen Alpen den Ehrennamen des „Gletscherpfarrers“ verdient hat, auf den toten Wald aufmerksam und untersuchte ihn. Kürzlich kehrte der geistliche Forscher, der gleichzeitig Leiter des geologischen Instituts an der Universität Santa Clara (Californien) ist, von seiner Reise in Alaska zurück und brachte über zweitausend Lichtbilder von der dortigen Gletscherwelt mit. Die interessantesten Aufnahmen sind die vom Gletscherwald, dem bisher völlig unbekannten Naturphänomen.

Der ewige Kreislauf der Geschehnisse ist aus diesen Bildern deutlich erkennbar. Denn aus den Schutthalden, die das Leichentuch des vernichteten Waldes wurden, lugt vorsichtig neues Leben hervor. Moose, Gräser und junge Schößlinge grünen dort. Einst, vielleicht in Jahrtausenden erst, wird auf der Stätte des alten Waldes und auf den unfruchtbaren Moränen ein neuer Forst seine Wipfel erheben, um nach langer Zeit dem anrückenden Gletscher zu erliegen. So hebt heute die Entwicklung des organischen Lebens von neuem an, um wieder der Vernichtung Platz zu machen — und so fort in alle Ewigkeit.



Bunte Chronik



* **Der Prinz von Wales bekommt ein Flugzeug.** Obgleich der englische Thronerbe in seiner reiterlichen Laufbahn nicht eben viele Erfolge aufzuweisen hat, und obgleich er auch sonst in sportlichen Dingen ein ausgesprochener Pechvogel ist, läßt ihn doch sein sportlicher Eifer nicht ruhen. Mutig genug ist er jedenfalls, und er hat es sich jetzt in den Kopf gesetzt, seinem Namen den Zusatz „der fliegende Prinz“ hinzuzufügen. Er hat sich ein mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattetes Flugzeug bauen lassen und übt sich jetzt fleißig, die schwere Kunst des Fliegens zu erlernen, da er sein Pilotenexamen ablegen will. Ein Gutes hat die Sache jedenfalls: Möglicherweise wird das Flugzeug dazu beitragen, daß der Prinz, der bisher leider den Beinamen „Der Unpünktliche“ trug, in Zukunft seine mannigfachen Verabredungen rechtzeitig einhalten kann!

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.